

SCHEDE MEDIEVALI. *Rassegna dell'Officina di Studi Medievali*. Numero 2, Gennaio-Giugno 1982. Palermo: Arti Grafiche Siciliano 1982. 236 S.

Es gilt, die Zeitschrift des neugegründeten mediävistischen Instituts von Palermo vorzustellen. Das Institut, die „Officina di Studi Medievali“ (via del Parlamento 32, I-90133 Palermo) wurde 1979 gegründet; sein Präsident ist P. Luigi Gattuso OFMConv. Zum wissenschaftlichen Beirat (Comitato Scientifico) gehören u. a. zwei deutsche Mediävisten, die Proff. B. Bischoff und H. Enzensberger. Das wissenschaftliche Publikationsorgan des Instituts, die „Schede Medievali“, erscheinen halbjährlich.

Das vorliegende Heft 2 der Zschr. präsentiert sich mit einer Reihe von Rubriken. Die „Contributi“ umfassen drei Artikel (ursprünglich Vorträge des „I Colloquio Medievale sul tema: ‚La schola palatina: intellettuali e politica in età carolingia‘“): *B. Bischoff*, Il ruolo del libro nella riforma di Carlo Magno (7–13), *M. Cristiani*, „Lex-justitia“. Giovanni Eriugena maestro palatino e la maturità della cultura carolingia (14–31), *C. Leonardi*, Alcuino e la rinascita culturale carolingia (32–53). Die folgende „Postille“ – eine Neuerung gegenüber Heft 1 – besteht aus einem Beitrag von *G. Gioia*, Nota sul ‚Mistero del Soprannaturale‘. In margine agli scritti di Henri de Lubac (54–66). Ob die Abteilungen „Recensioni“ (67–101) und „Schede“ (102–156) (in ThPh vergleichbar den früheren ‚Besprechungen‘ und ‚Umschau‘) schon eine dauerhafte Kolumne darstellen, bleibt vorerst abzuwarten. Ein ähnliches Unterscheidungsproblem stellt sich nach dem Dafürhalten des Rez. für „Rendiconti“ (157–198) und „Cronache“ (199–217), vielleicht sogar für die „Notizie“ (218–229). – Daß eine Spezialzeitschrift einen ausgedehnten Rezensionsteil für Bücher und auch wissenschaftliche Kolloquien führt, dürfte als selbstverständlich gelten; desgleichen scheint der Austausch von Nachrichten, die die Zunft interessieren, wünschenswert. Doch unterliegt eine Halbjahreszeitschrift Bedingungen, die die Verwirklichung dieser Desiderate redaktionell nicht begünstigen. Für die „Schede Medievali“ wünschte sich der Rez., die Aufsplitterung der Rubriken möge reduziert werden, damit das Orchester der mediävistischen Zeitschriften um so klarer um eine neue Stimme bereichert werde.

R. BERNDT S. J.

LES PENSÉES DE PASCAL. Editées par *Francis Kaplan*. Paris: du Cerf 1982. 705 S.

Die Edition der „Pensées“ von Blaise Pascal ist von Anfang an eine schwierige Aufgabe gewesen. Die Erben fanden von seinem bekanntermaßen geplanten Projekt einer Apologie des Christentums diverse gebündelte Papiere in anscheinend vollständiger Unordnung („On les trouva tous ensemble, enfiléz en diverses liasses, mais sans aucun ordre & sans aucune suite ...“), wie sein Neffe Étienne Périer im Vorwort der sog. Port Royal-Ausgabe (1670) schreibt (Pascal: *Pensées* ..., Nachdruck Saint-Étienne 1971, 68). Man ließ zunächst diese Manuskripte so, wie man sie vorgefunden hatte, kopieren. Für die schwierige Frage, wie sie zu edieren seien, boten sich mehrere Lösungsmöglichkeiten an. Auch darüber berichtet Périer: Sie in der Form, wie sie überkommen waren, zu veröffentlichen, würde sie jeder daraus zu ziehenden Frucht beraubt haben, glauben die Nachlaßverwalter. Den Versuch, die Fragmente auszuführen und zu vollenden, hat man glücklicherweise aufgegeben, weil er nicht das Werk des verstorbenen Autors, sondern ein völlig anderes ergeben hätte. So hat man sich für ein „entre deux“ (ebd. 73) entschieden, die ausgearbeiteten Stücke übernommen, „sans y rien adjoûter ny changer“ (ebd.), gewisse Verbindungen eingefügt und das Ganze geordnet. Sieht man genauer hin, so lassen sich Prinzipien dieser Ausgabe entdecken: allzu gewagte Formulierungen wurden doch geglättet, Polemik – die den erreichten Kirchenfrieden zur Zeit der Veröffentlichung gestört hätte – wurde eliminiert etc. Insgesamt war dies sicher eine akzeptable Lösung unter den Bedingungen der Zeit. – Die weitere Editions-geschichte bietet zunächst in diesem Rahmen Ergänzungen und Anreicherungen.

Mit Condorcet (1776) schafft sich die Aufklärung ihre Ausgabe, die einerseits die Faszination, die der Autor ausübt, wahrt, andererseits seine „abergläubischen“ Seiten beiseitestellt, tadelt oder ins Kuriositätenkabinett rückt, – so das (nicht zur Apologie gehörige) „Mémorial“, das Condorcet als „Amulette trouvée dans l'habit de Pascal“ mitteilt, und zwar in einer Art faksimilierter Form (vgl. die eben genannte Nachdruck-



ausgabe, im Anhang [639]). Ebenfalls im 18. Jahrhundert entsteht die erste Gesamtausgabe der Werke Pascals durch den Abbé Bossut (1779), die bei den *Pensées* eine logische Zweiteilung des Materials in „Gedanken über Philosophie, Moral und schöne Wissenschaften“ und „Gedanken, unmittelbar die Religion betreffend“ vornimmt (vgl. die darauf zurückgehende, jüngst wiederveröffentlichte Hesse-Übersetzung, dazu ThPh 60 [1985] 101 f.). Condorcet hatte seiner Ausgabe die kritischen Bemerkungen Voltaires beigegeben, die für das Verhältnis der französischen Aufklärung zu einem als Gegner doch respektierten Denker typisch sind, – eine Position, die Pascal unter anderen Vorzeichen bis zu Schopenhauer, Nietzsche, Valéry einnahm. Ebenfalls im 18. Jahrhundert erschien die erste Edition, die einen neuen Weg versuchte: die Rekonstruktion des „ursprünglichen Plans“ des Autors; sie wurde vom Abbé Ducreux erarbeitet (1780). – Victor Cousins „Rapport“ von 1842 für die französische Akademie bedeutet den Beginn einer neuen Periode der *Pensées*-Ausgaben. Cousin verglich erstmals genauer den Text der Port Royal-Ausgabe, dem man bisher im wesentlichen gefolgt war, mit dem Manuskript der *Pensées* in der Bibliothèque Nationale. Das Ergebnis war ein Aufschrei ob der Fehler, Verstümmelungen und sonstigen Eingriffe in das Original und die Forderung einer bereinigten Neuausgabe. Eine solche versuchte dann Prosper Faugère (1844). Die vielfältigen Bemühungen um „philosophische“ (z. B. Havet 1866), „katholische“ (z. B. Rocher 1873), „protestantische“ (z. B. Astié 1857), den ursprüngliche Plan wiederherstellen wollende (z. B. Frantin 1835) etc. Ausgaben im 19. Jahrhundert, brauchen wir für unseren Zweck nicht zu skizzieren. – Gegen Ende des Jahrhunderts sind zwei Ausgaben zu nennen: Gustave Michaut publizierte die *Pensées* einfach in der Ordnung des Original-Manuskripts (Freiburg/Schweiz 1896); Léon Brunschvicg gestaltete seine auch textkritisch in ihren verschiedenen Auflagen und Ausgaben wichtige Edition dagegen in der Absicht, die Fragmente in einer Folge zu bieten, die dem modernen Leser ein leichtes Verständnis ermöglicht (1897 und außer in der großen Werkausgabe von 1904 in kaum zählbaren Übernahmen vorliegend; die fast klassisch zu nennende deutsche Ausgabe von Ewald Wasmuth, Berlin 1937, Heidelberg 8/1978, folgt dieser Edition). – Im 20. Jahrhundert gibt es einerseits wiederum Versuche, die Apologie Pascals möglichst originär zu rekonstruieren. Editorisch am erfolgreichsten war J. Chevalier (1925, ab 1954/1963 auch in seiner Gesamtausgabe der Werke Pascals), der seiner Anordnung den Bericht Filleau de la Chaises über einen Vortrag Pascals vor den Herren von Port Royal ca. 1658 über seine geplante Apologie zugrunde legte (abgedruckt in Pascal: *Œuvres complètes* / éd. Chevalier. Repr. Paris: Gallimard 1980. S. 1474–1501; H. U. v. Balthasars Übersetzung, Einsiedeln 1982, beruht auf Chevaliers Ausgabe). Andererseits gibt es Weiterführungen des Versuchs von Michaut, von „subjektiven“ Ordnungsversuchen wegzukommen. – Leider bietet das Originalmanuskript hierzu keine große Hilfe, da es eindeutig in Unordnung geraten und teilweise mehr nach buchbinderischen Gesichtspunkten in eine Reihenfolge gebracht worden ist. Eine photographische Faksimileausgabe dieses Manuskripts lieferte übrigens ebenfalls bereits Brunschvicg (1905). – Die – mindestens scheinbare – Lösung des Problems bieten aber zwei in der Bibliothèque Nationale aufbewahrte zeitgenössische Kopien der Pascalschen *Pensées*. Ihre Existenz war zwar auch im 18. und 19. Jahrhundert bekannt, nicht aber ihre Bedeutung. Erst Louis Lafuma ist es zu verdanken, daß man sie mit den durch die Nachlaßverwalter veranlaßten Kopien der Papierbündel aus dem Nachlaß, die nach Périer in sich völlig ungeordnet waren, identifiziert hat. Somit konnte man jetzt den Zustand des Pascalschen Nachlasses selbst beurteilen. Es zeigte sich dabei, daß die in sich ungeordneten Papierbündel doch als solche eine deutliche Gliederung des Materials bedeuten. Lafuma unterteilte zwei Serien: 27 betitelte und grob geordnete und 34 unbetitelte, wozu noch einige von den Kopien nicht erfaßte Fragmente kamen. In einem ersten Versuch edierte Lafuma die *Pensées* in der Weise, daß er die Fragmente der zweiten Serie in die Reihenfolge der 27 Kapitel einfügte (1948), in einem zweiten Versuch folgte er exakt der Ordnung der Kopie (1951, so auch in seiner Pascal-Gesamtausgabe bei Le Seuil 1963). – Bei Einzelkorrekturen an Lafuma ist das Ergebnis seiner Forschungen inzwischen breit rezipiert und auch in verschiedenen Übersetzungen verbreitet worden (z. B. Harmondsworth: Penguin 1966, und in der ausgezeichneten zweisprachigen Ausgabe von E. Balmas,



Pascal: Frammenti. Milano: Rizzoli 1983; leider gibt es keine entsprechende deutschsprachige Ausgabe). Jean Mesnard, der die „Édition du Tricentenaire“ des Gesamtwerks von Blaise Pascal herausgibt, hat in Einzeluntersuchungen die These Lafumas wesentlich erhärten können (vgl. von ihm zusammenfassend: *Les Pensées de Pascal*. Paris: SEDES 1976). Philippe Sellier hat in seiner Ausgabe (Paris: Mercure de France 1976) wohl am besten den Stand der Forschung und die Möglichkeit einer chronologischen Sedimentierung der Fragmente in einer praktischen Leseausgabe nutzbar gemacht (gegenüber den anderen Herausgebern dieser Textform, legt er die sog. „zweite“ der beiden Kopien zugrunde). Auch die durch ihre breiten Quellenbelege äußerst nützliche Ausgabe von M. Le Guern, Paris: Gallimard 1977 (Folio; 936/937) beruht auf Lafumas Prinzipien.

In diesen relativ breit akzeptierten Konsens der Philologen platzt nun die neue Ausgabe der *Pensées* von Francis Kaplan hinein (Paris: Éd. du Cerf 1982. 705 S.). Sie bestreitet rundweg die Voraussetzungen, die zu den eben genannten Ausgaben geführt haben. – Aber K. bestreitet darüber hinaus die Prinzipien und Lösungen aller vorangehenden Ausgaben, zunächst das Vorgehen Chevaliers u. a., den Bericht Filleau de la Chaises der Rekonstruktion zugrunde zu legen. Hier kann sich K. u. a. auf Lafuma stützen, der diesen Bericht bereits als sekundär, z. T. nach den Nachlaßmanuskripten gearbeitet und nicht zuverlässig genug aufgewiesen hatte. – Gegen die „objektiven“ Ausgaben nach den Kopien in der Bibliothèque Nationale führt K. ins Feld, daß es unbewiesen sei, in diesen die ursprünglichen Kopien zu sehen, von denen Périer spricht. Leider setzt sich K. dabei nur mit Lafumas Beweisführung, nicht aber mit den im einzelnen weiterführenden Beobachtungen Mesnards auseinander. Den entsprechenden Vergleich der Argumentation muß man also selbst vornehmen. Die Hauptpunkte gegen die Ursprünglichkeit der Kopien dürften folgende sein: – Es handle sich bei der Anordnung der Kopien um „un plan absurde“ (31), den man infolgedessen nicht Pascal zuschreiben könne. – Trotzdem seien die Kopien aber eben doch Versuche einer Ordnung und widersprächen somit dem Satz Périers „qu'on trouva [les papiers] sans aucun ordre et sans aucune suite“ (32). – Die erste Behauptung dürfte doch stark überzogen sein, obwohl K. die problematischen Punkte genau feststellt. Denn man darf von einer Sortierung für ein konkretes Arbeitsvorhaben nicht die Ordnung eines fertigen Manuskripts erwarten. Zum zweiten Punkt sei auf den oben vollständiger zitierten Satz Périers verwiesen: Die Ordnung nach „liasses“ ist mit seinen Ausführungen nicht nur vereinbar sondern von ihm gerade festgestellt. Die Unordnung, über die sich Périer wundert, kann somit sehr wohl die gleiche sein, die auch K. attestiert, nur anders wendet. Immerhin können K.s Bemerkungen zu einer neuen Prüfung der gängigen Hypothesen führen. Ob sie diese im wesentlichen erschüttern, scheint allerdings fraglich. – Sein eigener Versuch einer Anordnung des Materials geht allein von *inneren* Kriterien aus, vor allem von den zahlreichen Hinweisen auf eine geplante Ordnung der ganzen Apologie in den Fragmenten selbst. K. begründet sein Vorgehen recht ausführlich, nennt auch entgegenstehende Beobachtungen (69 ff.: er muß also auch hierbei Vorzugsentscheidungen treffen!), glaubt aber doch, zu einer „objektiven“ Kriterien standhaltenden Anordnung gekommen zu sein; ja, er meint erstmals eine Ausgabe vorgelegt zu haben, „qui permet une lecture à peu près continue“ (84). – Voraussetzungen dafür sind neben der Erarbeitung des detaillierten Plans (55 ff., Ergebnis: 67–69) ein rigoroses Zerlegen der „Papiere“ Pascals in Einzelfragmente nach dessen Angaben (Unterteilungsstriche, Zwischenräume bzw. Erschließen derselben, soweit nur die Kopien als Textgrundlage dienen). Damit gibt er ein Prinzip auf, das seit Strowskis Ausgabe (1931, dt. von W. Rüttenauer, Nachdruck Birsfelden-Basel: Schibli-Doppler o. J.) im allgemeinen eingehalten wird: die Papiere Pascals nicht zu zerteilen. Gleichzeitig mit der Eliminierung eines jeden Hinweises auf zusammengehörige Entstehung ist in dieser neuen Ausgabe ein jedes Nachvollziehen einer Chronologie, eine genetische Betrachtung, eine Untersuchung der verschiedenen Redaktionsstufen uam. verunmöglichlicht. Auch wenn das Vorgehen Pascals Absicht entsprachen hat (und für einen Teil der Papiere von ihm durchgeführt worden war), setzt es einen solchen Anteil subjektiver Entscheidung voraus, daß eine so entstandene Ausgabe bei aller Bewunderung der Akribie und des Mutes des die Gedankenführung Pascals rekonstruierenden Hrsg. nur



eingeschränkter Wert haben kann. Die problematische Voraussetzung hierbei ist, daß jedes Fragment als Stück eines Puzzles genommen wird, das seine endgültige Form in einem Gesamtplan besitzt (von einzelnen in die Anmerkungen verbannten Phrasen einmal abgesehen). Eben dies ist unzutreffend. Dies belegt ein Blick auf die Manuskripte bzw. die diese reproduzierenden Ausgaben.

Statt über Einzelentscheidungen des Hrsg. zu diskutieren, einzelne Zuordnungen zu bestreiten usw., soll nur an einem Beispiel die Problematik der Edition verdeutlicht werden, dem Fragment Br. 233 „Infini-rien“, der sog. „Wette“ Pascals. Für K. dient es einmal als eines der maßgeblichen Stücke für die Erstellung des Plans der Apologie, indem er folgende vier Schritte herausstellt (vgl. S. 55 f.): 1) man kann rational weder die Existenz noch die Inexistenz Gottes beweisen; 2) die Vernunft zwingt uns für Gott zu wetten; 3) man kann die Rückseite des Spiels erkennen, indem man sich auf die historischen Beweise, auf die Schrift bezieht; 4) intellektuelle Beweise, so demonstrativ sie auch sind, bewirken aber nur eine intellektuelle Zustimmung, während eine Zustimmung mit ganzer Seele gefordert ist; daher die Notwendigkeit die Gewohnheit, den Lebensvollzug (die „Maschine“) ins Spiel zu bringen. – Schon bei der Parallelisierung dieser Schritte mit Fragment Br. 187 zeigt sich die systematische Problematik von K.s philologischen Entscheidungen. Dieses Fragment enthält die Reihenfolge (vgl. 56): 1a) die Religion ist nicht gegen die Vernunft; 2a) sie kennt den Menschen genau; 3a) sie verspricht das wahre Gut; 4a) sie ist wahr. – Die These 1a) würde nach Kaplan 1/2) entsprechen; 4a) somit 3); 2a) wäre dazwischenzuschieben usw. Die Identifikation von 1/2) mit 1a) setzt aber eine *Interpretation* von Fragment 233 voraus. Port Royal hatte diesem in seiner Ausgabe eine Vorbemerkung vorangestellt, in der es den möglichen Gesprächspartner für diese Art Argumentation genau zu lokalisieren versuchte (Reprint-Ausgabe, a. a. O. 166: „Presque tout ce qui est contenu dans ce chapitre ne regarde que certaines sortes des personnes qui n'estant pas convaincus des preuves de la Religion, & encore moins des raisons des Athées, demeurent en un estat de suspension entre la foi & l'infidelité. L'auteur prétend seulement leur monstrier par leurs propres principes . . . qu'ils doivent juger qu'il leur est avantageux de croire“). Es bleibt auch für den modernen Interpreten zumindest eine Frage, ob Pascal die im Dialog-Fragment zugestandene Ausgangssituation *ad hominem* als Ausgangspunkt annimmt oder ob er sie grundsätzlich übernimmt. Damit hängt u. a. die Einordnung des Fragments selbst zusammen, dessen Hauptteil bei K. den ersten Teil „La raison“ beschließt, dem der zweite Teil „La condition humaine“ folgt. In der Chevalier-Ausgabe (übers. v. Balthasar) finden wir das Fragment nach den anthropologischen Darlegungen über Elend und Größe des Menschen in der Mitte des Buches, vor den Fragmenten über die Zuwendung mit Herz und Wille („Maschine“) in einem Kapitel, das „Der Knoten“ überschrieben ist. Im Grunde ist das Fragment aber als ganzes in überhaupt keine Abfolge des Gedankengangs einzubauen, da es mehrere Schritte der Argumentation enthält und sicher in dieser Textform nicht ohne weiteres an einem bestimmten Punkt eingeordnet worden wäre. – Letzteres führt bei K. dazu, daß er aus dem Gesamtkomplex weitere Fragmente herausnimmt. Während der Hauptteil bei ihm die Nummer 115 einnimmt, findet sich das meist als Überschrift gedeutete „Infini-rien“ unter 373 zusammen mit dem nachfolgenden Paragraphen des Textes (374) im Abschnitt „Erbsünde“. Den im Zusammenhang etwas rätselhaften Satz „Gibt es nicht eine substantielle Wahrheit, wenn man so viele wahre Dinge sieht, die nicht Die Wahrheit selbst sind?“, im Autograph an den Rand geschrieben ohne Hinweis auf Zugehörigkeit zu einer bestimmten Textstelle, bringt K. als Nr. 74 in den Zusammenhang „La religion n'est pas contraire à la raison“ (obwohl der Satz eigentlich dem von ihm behaupteten metaphysischen Agnostizismus der *Pensées* entgegensteht). – Die Texte, die auf dem Autograph in der Nähe des Fragments stehen und Interpretationshilfen geben könnten, sind gemäß den Prinzipien K.s an weiteren Stellen untergebracht, wie dies früher durchweg in den älteren Ausgaben geschehen ist. – Die knappen Hinweise an einem sehr begrenzten Ausschnitt sollten nur andeuten, daß der rekonstruierte Plan nicht ganz so „objektiv“ ist, wie es nach den Ausführungen K.s zunächst scheinen mag, sondern schon eine vielfältige Interpretationsarbeit voraussetzt. Die Zerlegung einzelner Komplexe auf verschiedene Abschnitte (z. B. K. Nr. 373 f.) bedeutet eine massive interpretierende



Entscheidung, zumal sie in diesem Fall die Exposition des – zugegebenermaßen komplexen – Fragments zerstört.

Zuletzt ist aber noch auf die systematische Absicht des Ganzen einzugehen: K.s Pascal-Recherchen führen zu einer bestimmten These: Er meint, daß seine Klassifizierung der Gedanken insbesondere wieder die Originalität der *Pensées* deutlich macht, „die darin besteht, die Religion auf einem metaphysischen Agnostizismus zu begründen“ (92). Die Frage ist, ob dies so apodiktisch ohne Mißverständnisse gesagt werden kann. Daß Pascal dem Agnostiker (und dem Indifferenten) klarzumachen sucht, daß es widervernünftig ist, sich nicht mit der Frage nach der Unsterblichkeit der Seele zu befassen (K. nennt sein Eingangskapitel, das auch diese Thematik umfaßt „L'inéluclabilité de la mort“), daß er zumindest in Fragment Br. 233 versucht, einen positiven Ansatz zur Behandlung der Frage der Existenz Gottes zu gewinnen, *auch wenn* die (bloße) Vernunft das Problem seiner Existenz wie Nichtexistenz nicht zu lösen vermag, daß er den *praktischen* Effekt der Gottesbeweise für gering hält (Br. 543), all das reicht noch nicht zu einer solchen generalisierenden These aus. Solche Fragen löst nicht das Klassement der Fragmente. Ihre Beantwortung steht vielmehr in vielen Fällen *vor* deren Einordnung. Sie ist nur durch Einzelinterpretation der einschlägigen Texte plausibel zu machen. Sowohl die dialektische Vernetzung der Gedanken Pascals als auch der augustinische Hintergrund seines Denkens verkomplizieren die Interpretation dabei erheblich. – Die zweite These K.s besagt, daß die Argumentation der *Pensées* im *wesentlichen* nicht philosophisch, psychologisch oder moralisch, sondern exegetisch ist. Hier wird man K. zustimmen können. Damit ist allerdings noch nichts dagegen gesagt, daß gerade die philosophisch relevanten Partien von hohem Interesse und auch von großer literarischer Brillanz sind (sie stellen ja auch gerade die am besten ausgearbeiteten Teile des Ganzen dar), wobei man im übrigen bedenken muß, daß Philosophieren für Pascal gerade auch bedeutet „se moquer de la philosophie“ (Br. 4). Es verwundert immerhin, daß bei einer Ausgabe mit solchem Anspruch Fragmente wie das gerade genannte (Br. 4) oder auch das über den Unterschied zwischen dem Geist der Geometrie und dem des „Feinsinns“ (Br. 1) nur zu den „*Pensées sur divers sujets*“ in den Anhang gesteckt werden, – genau so wie das bedeutsame Fragment über die drei Ordnungen (Br. 793), das für einen Großteil der Interpreten (Wasmuth, Balthasar u. a.) geradezu einen oder *den* Schlüsseltext für die Interpretation darstellt. – Über die Bedeutung der exegetischen Argumentation Pascals, die in K.s Ausgabe doch in der Mitte der Argumentation stehen soll, urteilt K. im übrigen recht hart: „Elle n'en mérite que plus de retenir l'attention de l'historien“ (94). Daran ist sicher richtig, daß die ersten Kapitel der Brunschvicg-Edition – also eben die philosophisch-psychologisch-anthropologischen Gedanken – den Leser unmittelbarer fesseln. Daß die exegetischen Partien kein eigentlich sachliches sondern *nur* noch historisches Interesse haben, kann man dagegen kaum sagen, wenn man ihre Wirkungsgeschichte in unserem Jahrhundert verfolgt und wenn man zudem sozusagen zu den Anfängen der historisch-kritischen Forschung zurückgeht und die entscheidende Weichenstellung zwischen Richard Simon einerseits und Pascal/de Sacy andererseits untersucht: Für die Frage nach der *Gegenwartsbedeutung* der alten Exegese und damit auch für die Diskussion um eine „theologische“ Exegese haben diese Partien weiterhin Bedeutung. – Im übrigen geht es nicht nur um die im engeren Sinn exegetischen, sondern auch um die „mystischen“ Texte: Wenn man Lafumas Theorie annimmt, gehört „Le mystère de Jesus“ (Br. 553) nicht zu den klassifizierten Fragmenten. Nimmt man seine Theorie jedoch nicht an, warum schiebt man diesen Text dann in den Anhang, wo er doch im Originalmanuskript enthalten ist?

Die Edition K.s hat das große Verdienst, grundlegende Fragen wiederum gestellt und bestimmte Komplexe der Pascalschen Gedankenbewegung besonders scharf herausgestellt zu haben. Letzteres ist im Vorangehenden zu wenig betont worden. Als Lösung des Rätsels ist sie jedoch nicht anzusehen. Sie bietet eine Interpretation, die zwar auf außerordentlich gründlicher Textkenntnis beruht, aber durchaus mit vielen Vorentscheidungen belastet ist. Jedem, der sich mit dem Problem der Auslegung der *Pensées* befaßt, vermag sie viele Anregungen zu geben. Als Leseausgabe hat sie durchaus viele Vorzüge. Als philologische Grundlage für den Umgang mit dieser



Schrift kann sie jedoch nicht dienen. Doch vermag dies ohnehin *keine* Ausgabe, zumindest wenn man die außerordentliche Wirkungsgeschichte mit zu dem Gehalt des Werkes zählt.

A. RAFFELT

SCHNEIDERS, WERNER, *Aufklärung und Vorurteilkritik*. Studien zur Geschichte der Vorurteilstheorie (Forschungen und Materialien zur deutschen Aufklärung, Abteilung II: Monographien 2). Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog 1983. 358 S.

Das überkommene Bild der Aufklärung beginnt sich langsam, jedoch nachhaltig zu wandeln. Entscheidend dazu beigetragen haben nicht zuletzt die Forschungen von Werner Schneiders, dessen hier vorzustellende Habilitationsschrift wiederum entscheidendes Licht in eine noch längst nicht aufgeklärte Epoche der deutschen Geistesgeschichte bringt. Dabei hat sich Vf. ein Thema gewählt, das noch kaum eindringlich bearbeitet wurde, die Epoche und Bewegung der Aufklärung jedoch in besonderer Weise kennzeichnet – „denn Aufklärung ist die Befreiung von Vorurteilen und insbesondere vom größten Vorurteil, dem Aberglauben . . . Aufklärung ist wesentlich Kampf gegen die Vorurteile“ (13).

Mit dieser raschen These ist die Arbeit bereits mitten in ihrem Thema, doch bleibt sie sich wohl bewußt, daß sowohl „Aufklärung“ als auch „Vorurteile“ geschichtliche Begriffe darstellen, die nur in der Erhellung ihrer Geschichte sachgemäß zu verstehen sind. Deshalb entwirft das 1. Kap. unter dem Thema „Aufklärung als Vorurteilkritik“ (13–36) nicht nur das Programm der Untersuchung, sondern führt zugleich sehr spannend in das Thema ein. Dabei zeigt sich nicht nur das geistesgeschichtliche Defizit der Vorurteilstheorie in der Gegenwart (16 ff.), sondern auch die schwierige Problemlage der Forschung im Blick auf die Vorurteilkritik der Aufklärung; daß „deren Erforschung . . . wesentlich zu einer Präzisierung und Erweiterung des allgemeinen Bildes von der deutschen Aufklärung beitragen“ (33) könnte, wird man gern bestätigen. Um so wichtiger bleibt es, sich der klar ausgesprochenen Begrenzung der vorliegenden Studien bewußt zu sein: Untersucht wird nur (1) ein bestimmter Aspekt der Aufklärung, nämlich die Vorurteilstheorie; zudem (2) beschränkt sich die Untersuchung auf die deutsche Aufklärung; und endlich (3) gilt das Interesse nur der prinzipiellen Vorurteilstheorie, nicht aber der (im Blick auf die möglichen Inhalte geradezu unendlichen) Praxis der Vorurteilkritik. Die Gliederung folgt der Entwicklung der deutschen Philosophie im Zeitalter der Aufklärung, welche auf den Zeitraum von 1690 bis nach 1800 datiert wird. Den vier Generationen lassen sich vier Phasen der philosophischen Aufklärung zuordnen, die in den Kap. 3–6 behandelt werden: „Die der Frühaufklärung und die der Spätaufklärung und dazwischen die beiden Generationen der Hochaufklärung, und zwar die erste mehr schulphilosophische der Durchsetzung und die zweite mehr populärphilosophische der Ausbreitung der Aufklärung“ (35). Daß sich mit dieser Generationenfolge zugleich entscheidende inhaltliche Umakzentuierungen der Vorurteilstheorien verbinden, zeigt die Durchführung sehr rasch. – Zunächst wendet sie sich „der Entdeckung des Vorurteils“ (37–83) zu. Gegenüber einem ursprünglich positiven bzw. wertneutralen Begriff von Vorurteil im juristischen bzw. philosophisch-logischen Bereich läßt sich ab etwa 1700 eine vorwiegend negative Bedeutung des Begriffs ausmachen, wonach ein Vorurteil wesentlich ein ungerechtfertigtes und damit schädliches Vorausurteil meint. Erstaunlich bleibt, daß nicht Francis Bacon eine eigentliche Vorurteilslehre vorgelegt hat, sondern hier der entscheidende Einfluß von Descartes (56 ff.) zu vermerken ist. Er verknüpft bereits Vorurteil und Irrtum und führt die Vorurteile vor allem auf die Kindheit sowie die Vernunftschwäche des Menschen zurück; diese Festlegungen bleiben über lange Zeit bestimmend. Nicht zu vergessen ist schließlich, daß es in dieser Zeit noch im Konfessionsstreit der Theologen sehr positiv gemeinte „Vorurteile“ im Sinne von normativen Grundsätzen gibt, also durchaus legitime Vorurteile, die jetzt aber immer deutlicher gegen illegitime abgegrenzt werden. – Auf diesem Hintergrund ergibt sich im Stadium der deutschen Frühaufklärung zunächst eine „Moralische Vorurteilkritik“ (84–154), die sich gegenüber möglichen Einflüssen des Auslandes oder aber unmittelbarer Vorläufer als ziemlich selbständig erweist und sich durch praktische Orientierung und voluntaristische Akzentuierung